

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 144.

Donnerstag, 24. Juni.

1916.

Um die Beute.

(21. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

„Glaubst du, daß ich mich dadurch meines Wortes ledig fühlen würde? Stände ich vor meinem Gewissen darum weniger als Betrügerin da, weil ich mich hätte loskaufen lassen?“

Der Oberstleutnant schwieg lange. Der unerwartete Schlag hatte ihn schwer getroffen, um so schwerer, als ihm eine Stimme in seinem Innern zurief, daß Martha recht habe, daß er nach dem, was er heute erfahren, in der Tat nicht mehr die Freiheit hatte, den Bewerber zurückweisen, der ihm so wenig willkommen war. Aus welchen Beweggründen auch dieser Herbert Dwyder damals gehandelt haben mochte, es war und blieb für das Ehrgefühl des alten Soldaten eine schimpfliche Handlungsweise, wenn man dem Manne jetzt sein Geld vor die Füße warf und ihm gleichsam in demselben Augenblick die Tür wies. Ja, wenn er ihm damals mit einem runden Nein geantwortet, wenn er ihm nicht Hoffnungen gemacht hätte, indem er ihm ganz bestimmt formulierte Bedingungen stellte. Er konnte sich freilich darauf berufen, daß er vor zwei Jahren nichts von jener Geldgeschichte gewußt habe, und daß seine Antwort jedenfalls ganz anders ausgefallen wäre, wenn ihm in jener Stunde bekannt gewesen wäre, was ihm heute offenbar war. Aber Herbert Dwyder brauchte ihm das nicht zu glauben; er hatte ein gutes Recht, daran zu zweifeln. Wie er es auch betrachten mochte, immer blieb als der Rest aller Erwägungen für den Oberstleutnant der fatale Gedanke, daß es einen Menschen geben würde, der sich von ihm und von seiner Tochter betrogen glauben konnte.

Dieser Gedanke brach seinen Zorn und machte ihn nachgiebig. Es war freilich keine Nachgiebigkeit, die Martha Freude bereiten konnte, denn der alte Mann verbarg ihr nicht, daß er sich nur mit tiefem Schmerz unter das Unabänderliche beugte.

„Es ist also dein fester Wille, ihn zu heiraten?“ fragte er nach einer langen Stille. „Auch wenn du zu der Erkenntnis kommst, daß er nicht ist, was du einst in kindlicher Unbefangenheit in ihm gesehen?“

„Da er gekommen ist, mich zu fordern, werde ich ihm meine Hand geben, Vater, wie ich ihn auch finden mag. Du warst ein Zeuge meines Versprechens, und jetzt, da du weißt, welche Bande mich außer diesem Versprechen an ihn fesseln, jetzt mußt du verstehen, daß ich mich auch durch deinen Nachspruch nicht hindern lassen dürfte, ihm anzugehören.“

Der Oberstleutnant seufzte schwer. „Es wird ein schlimmer Tag sein, der mir da bevorsteht. Wer weiß, wie viel Schlimmere ihm noch folgen werden. Aber da du sagst, daß es nicht anders sein kann, weshalb sollen wir dann noch viele Worte darüber machen! Ich werde ihn so freundlich empfangen, wie es mir möglich ist, und wenn er mir nur die allernotwendigsten Garantien bieten kann, werde ich in Gottes Namen zu allem Ja und Amen sagen.“

„Es bleibt nichts anderes übrig — glaube mir, Vater! — Und noch eine Bitte wirst du mir erfüllen,

du wirst mir Gelegenheit geben, eine Viertelstunde allein mit ihm zu sein, ehe du dich mit ihm aussprichst.“

„Meinetwegen“, brummte der Oberstleutnant. „Was kommt es in solcher Situation schließlich noch auf Schicksalsrückfichten an! Tu, was du willst — ich werde dich nicht daran hindern.“

Vierzehntes Kapitel.

Zu schicklicher Besuchszeit meldete das Dienstmädchen Herrn Herbert Dwyder, und der Mann, der gestern unter Hanna Wendriner's Schutz als Paul Grevenberg die Hauptstadt verlassen hatte, trat in seiner zweiten Gestalt über die Schwelle des kleinen Salons, in welchem der Oberstleutnant und seine Tochter ihn erwarteten.

Zwei dunkelrote Flecken brannten auf seinen Wangen, als er auf Martha zutrat und sich tief auf die Hand herabneigte, die sie ihm geboten. Er war außerstande ein Wort hervorzubringen, aber es war ihr, als riesele von der Stelle aus, wo seine Lippen ihre Haut berührten, ein Strom von Feuer durch ihren Körper. Sie mußte sich gewaltsam bezwingen, um der Versuchung nicht nachzugeben, die sie antrieb, ihm ihre Hand zu entziehen, und sie war ihrem Vater von Herzen dankbar, als er durch seine etwas forciert joviale Art den Besucher zwang, sich aufzurichten.

„Sie haben lange auf sich warten lassen, mein lieber Herr Dwyder! Nun lassen Sie sich die Hand schütteln und schauen Sie mir ins Gesicht, damit man doch sehen kann, wie Ihnen Ihre Weltumsegelung bekommen ist.“

Es berührte den alten Soldaten, dem alles Kränkliche und Kraftlose in den Tod zuwider war, unangenehm, als sich die mageren Finger des Mannes, in dem er nach Marthas Willen seinen künftigen Schwiegerohn sehen sollte, so feuchtkalt und so schlaff in seine Rechte legten.

„Sie werden mich nicht sehr blühend finden, Herr Oberstleutnant“, begann der Besucher. „Ich wäre ja schon viel früher hierher geeilt, wenn mich nicht mein Gesundheitszustand daran gehindert hätte.“

„Sie sehen allerdings etwas angegriffen aus. Was hat Ihnen denn gefehlt? Hoffentlich doch nichts Ernstliches?“

„Es war ein Rückfall des Malariafiebers, von dem ich in Indien heimgesucht wurde. Aber nun ist es überwunden.“

„Das wollen wir wünschen. Solche Sachen sind mitunter sehr langwierig. Aber wenn's Ihnen recht ist, plaudern wir am Frühstückstische weiter. Sie müssen ja jetzt unmensächlich viel zu erzählen haben.“

Er öffnete die Tür zu dem anstoßenden Speisezimmer, und der vermeintliche Herbert Dwyder reichte Martha den Arm.

Aber ehe er über die Schwelle schritt, flogen seine Augen mit raschem, suchendem Blick durch den mit allerhand Kunstgegenständen zumeist chinesischen und japanischen Ursprungs ausgeschmückten Salon. Etwas

so gespanntes war in diesem hastigen Suchen, daß es dem Oberstleutnant auffiel.

„Sie werden hier nur alte Bekannte aus unserer Stadtwohnung finden“, sagte er. „Einiges aus meiner Sammlung mußte ich allerdings fortgeben und darunter manches Stück, das mir sehr ans Herz gewachsen war. Die Räumlichkeiten erwiesen sich als zu beschränkt, um alles unterzubringen. Wir mußten uns oben nach der Decke strecken, denn ich hatte die Villa auf sechs Jahre gemietet.“

Die roten Flecken auf den Wangen des jungen Mannes glühten noch dunkler, und seine Nasenflügel zitterten nervös, während seine Augen noch immer über Möbel und Wände hinirrten. „Aber dies hier ist doch wohl nicht alles, was Sie zurückbehalten haben?“ fragte er.

„O nein! Hier nebenan und oben in meinem Arbeitszimmer ist auch noch einiges. Aber da Sie das Glück hatten, an der Quelle kaufen zu können, haben Sie sich von Ihrer asiatischen Reise gewiß so schöne Dinge mitgebracht, daß das hiesigen mühsam zusammengesuchten Plunders hier sich daneben verstauben muß.“

„Meine Kisten wurden durch einen unglücklichen Zufall drüben zurückgehalten. Ich wende nicht vor Ablauf einiger Wochen ihr Eintreffen erwarten dürfen, und ich bitte um Verzeihung, liebe Martha, wenn ich Ihnen erst dann die kleinen Reiseandenken zu Füßen legen kann, die ich Ihnen so gern schon in der Stunde des Wiedersehens überreicht hätte.“

Martha wurde rot, und der Oberstleutnant runzelte die Stirn. Er fand diesen Hinweis auf mitgebrachte Geschenke innerhalb der ersten zehn Minuten einigermaßen taktlos, und wieder, wie schon manchmal vor zwei Jahren, wollte sich ihm die Empfindung aufdrängen, daß der junge Mann trotz seiner gesucht vornehmen Manieren und seiner gewählten Ausdrucksweise nicht eigentlich den Eindruck eines wohlherzogenen Menschen machte, so wie der Oberstleutnant es verstand.

Das Frühstück wurde aufgetragen, und zu Ehren des Tages funkelte ein edler alter Rheinwein goldhell in den bauchigen Römern.

„Das erste Glas sei ein Dankopfer für Ihre glückliche Heimkehr“, sagte der Oberstleutnant, seinen Pokal erhebend. „Auf Ihre Gesundheit!“

Die Gläser stießen mit hellem Klagen zusammen. Martha mußte dem Gaste Weisheit tun, aber sie beneigte kaum die Lippen, während er seinen Römer mit einem Zuge bis auf den letzten Tropfen leerte.

Der feurige Nebenjaß schien bald die Befangenheit zu verschleichen, unter der er im Augenblick des Wiedersehens ganz unerkennbar gelitten hatte. Er wurde freier in seinem Benehmen und gesprächiger. Seine Augen wichen nicht mehr so schou wie vorher dem Blick des Oberstleutnants aus, und er konnte jetzt sogar eine scherzende Bemerkung des alten Herrn mit einem Witwort erwidern. Nach dem dritten Glase war er wie umgewandelt. Er begann hastig und überstürzt, aber immer in langen, wohlgebauten Sätzen, die wie auswendig gelernte Abschnitte aus einem Buche klangen, von seinen Reisen zu erzählen, und zuweilen unterbrach er sich selbst mit einem lauten Aufschlachen, das Martha jedesmal wie unter einer peinlichen Verührung zusammenzucken ließ.

Immer häufiger und mit immer heißerem Verlangen suchten seine schon im feuchten Glanze beginnender Trunkenheit schwimmenden Augen ihr Gesicht, und einmal streckte er sogar die Hand aus, um sie auf ihre am Tischrande ruhenden Finger zu legen. Aber die Gast, mit der sie sich dieser Lieblosung entzog, machte ihn gleich wieder bestürzt.

„Verzeihung!“ murmelte er. „Ich — ich bin so ungeschickt.“

„Er ist doch ein Plebejer“, dachte der Oberstleutnant. „Meine arme Martha!“

Und er tat, was in seinen Kräften stand, um diesem Begrüßungsfrühstück rasch ein Ende zu machen.

Als das Dessert serviert worden war, bat Martha die Herren, ihrem Rauchbedürfnis um ihrerwillen seinen Zwang anzutun, und bot ihnen selbst die Zigarren an.

Aber Herbert Lynder lehnte ab.

„Weshalb denn?“ fragte der Oberstleutnant. „Ich glaube mich doch zu erinnern, daß Sie früher ein leidenschaftlicher Raucher waren.“

„Aber ich bin es nicht mehr. In diesen zwei Jahren habe ich es mir vollständig abgewöhnt.“

„Das wundert mich. Gerade auf solchen Fahrten, wie Sie sie hinter sich haben, sind die Zigarren und die Pfeife meist unentbehrliche Gefährten. Wenn übrigens vom Tabak die Rede ist, muß ich immer an meinen ersten Regimentskommandeur denken, dem alle Nichtraucher im Offizierkorps ein Grauel waren. „Ein rechter Kerl kann sich das Rauchen höchstens auf dem Totenbett oder im Zuchthaus abgewöhnen“, pflegte er zu sagen, und ich — — Aber was haben Sie denn, Verehrtester?“

Herbert Lynder war zusammengeschrumpft, als ob ihm jemand hinterücks einen Schlag versetzt hätte, und mit einer Hast, die nach seiner eben abgegebenen Erklärung etwas Befremdliches haben mußte, hatte er in das Zigarrenkästchen gegriffen.

„O, ich — ich finde, daß Ihr Regimentskommandeur eigentlich recht hatte“, sagte er mit einem in seiner Grundlosigkeit nur noch gezwungener klingenden Aufschlachen. „Aber Sie vermuten hoffentlich nicht, daß ich —“

„Daß Sie im Gefängnis zur Enthaltbarkeit erzogen worden sind? Nein, an diese Möglichkeit habe ich allerdings nicht gedacht. — Haha! — Aber nachdem wir des Leibes Notdurft befriedigt haben, könnten wir auch mal von ernsthafteren Dingen reden. Nicht hier natürlich. Ich habe noch einen Brief zu schreiben, und Sie entschuldigen mich deshalb wohl auf zehn Minuten. Vielleicht machen Sie mir nachher das Vergnügen, in mein Arbeitszimmer zu kommen. Martha wird es Ihnen zeigen.“

(Fortsetzung folgt.)



Wie ist noch lange nicht Genie; das Genie erfindet, der Weis findet bloß.

Maiennacht.

Von R. G. Adolph (Wiesbaden).

Daheim! Jetzt ist die Stunde, in der es dunkelt. Die Familie sitzt beisammen. Man plaudert, läßt den vergangenen Tag an sich vorbeiziehen, rüftet sich zur Ruhe.

Auf den Straßen wird es still, die Laternen entzündet sich, der Lärm verstummt.

Anderst bei uns im Felde. Alle Straßen haben während des langen schönen Tages leer und öde dagelegen, kein lebendes Wesen hat sich gezeigt, kein Ton war hörbar. Nun quillt es hervor aus allen Ecken und Enden. Der Fuchs verläßt den Bau.

Wagengerassel überall, Geräusche der mannigfaltigsten Art. Man beladet und entladet Wagen. Am hellsten tönt das Geräusch, da, wo man Metall, schwere Schienen, bewegt. Das hört man meilenweit, hüben und drüben. Die feldgrauen Gestalten erscheinen einzeln, dann in Trupps auf allen Wegen. Unsere nächtliche Tätigkeit hat begonnen.

Der Zug geht von hinten aus den Ruhequartieren nach vorne, wo wir in unausgesetzter Tätigkeit die Stellungen ausbauen und immer wieder ändern und verstärken, um der freundlichen Begrüßung zu begegnen, die uns der Nachbar auf der andern Seite — der Nachbar, der uns zärtlich liebt — am Tage zu allen Zeiten, wenn es auch immer sei, herüberschickt.

In den vorderen Stellungen da heben sich bald Gestalten gegen den nächtlichen Himmel ab. Sie hacken, sie graben, sie laden und sägen, sie sind emsig und strebsam. Weit hin schallt das Geräusch ihrer Tätigkeit in stiller Nacht und findet

ein Echo gegenüber bei unserem Gegner, der nicht minder arbeitsam ist und seine Hauptstellung mit unverdrossenem Eifer auszubauen sucht. Nicht Ruhe, Emsigkeit und Mühe bringt uns die Nacht. So geht es schon viele Monate, Tag für Tag, Woche für Woche in nie ermüdender Arbeit.

Und die Arbeit lohnt. Nur selten bringt uns die tägliche Beziehung Verluste. Es ist erstaunlich, wie gering der Erfolg des Artilleriefeuers gegen wohlbesetzte Stellungen sich bezieht.

Freilich die erste Granate in eine Stellung oder in ein Dorf erheischt manchmal Opfer. Damit müssen wir uns abfinden, es ist unvermeidlich. Ist aber der erste Schuß gefallen, dann sind alle in der bombensicheren Deckung verschwunden, wo wir in Seelenruhe das Weitere abwarten können.

Und heute ist Sommer-Maiennacht. Der Mond steht voll am Himmel, auf nahe Entfernung ist es beinahe taghell. Diese Zeit muß zur Arbeit ausgenutzt werden. Unsere Tätigkeit wird fieberhaft, denn mit dem schwindenden Mondlicht, da kommen wieder die garstigen finsternen Nächte, in der der Arbeiter nicht sehen kann, ob er mit dem Pickel auf Erde oder Stein schlägt, und die Arbeit zur unerträglichen Qual werden kann.

Wir begeben uns über den äußersten Posten hinaus ins Vorgebiet. Da liegt vor uns die herrliche Mondlandschaft. Ein silbern glänzender Strich zeigt uns den Flußlauf in seinen vielen anmutigen Krümmungen. Der abgelassene heiße Tag hat Nebel aufsteigen lassen. Sie lagern über dem Fluß, den sie mächtiger erscheinen lassen, als es in Wirklichkeit ist. Man sieht den breiten silbernen Strich sich weit hin durchs Gelände ziehen.

Jenseits herrscht Stille, da sind die feindlichen Postierungen. Sie und da hört man eine Stimme murmeln. In der Ferne steigen Lichtsignale auf, in deren Gebrauch der Franzose Meister ist. Er benützt sie die ganze Nacht hindurch zur Prüfung der Posten in und mit den Stellungen. Weiße Leuchtflugeln erscheinen am Himmel und verschwanden. Steigen rote auf, dann ertönt bald der Schall des Artilleriefeuers.

Einen unbeschreiblich süßen Duft haucht die Mondnacht aus, der unsere Sinne umfängt und einschläfert.

Nachdem wir den äußersten Posten hinter uns gelassen, kommen wir an den Fluß und stehen in der Niederung in einem kleinen Wäldchen.

Da tönt es lieblich an unser Ohr. Nachtigallengesang von allen Seiten. Dicht bei uns läßt ein Hauptfänger die süßesten Weisen erklingen. Es ist, als wenn er selbst in seinen schmelzenden Tönen schwelgen wolle.

Auf und nieder tönt die Musik, unermüdet immer neu einsehend, kaum, daß der Gesang geendet.

In der Ferne fallen Gewehrschüsse. Sie sind die ganze Nacht hörbar, da wir hier dicht am Feinde stehen. Anderenfalls könnten wir uns in der Heimat wähen. Ergreifen genießen wir mit voller Seele die Schönheit der Maiennacht, die der Krieg uns geschenkt hat. Dabei wandern unsere Gedanken weit ab in die Heimat und wohl in uns allen wird der gleiche Gedanke wach. Werden wir die Nachtigall noch einmal bereinst dort im stillen Frieden ohne Kriegsbegleitung hören? — Dieser Gedanke giebt schmerzliche Sehnsucht in unsere Seelen. Er erhebt uns zu gleicher Zeit, denn für sie daheim, für unsere Lieben, sind wir ja hier, in Not und Gefahr seit langen, langen Monden.

Schwer wird es, uns dem Maiennachtzauber zu entziehen, aber wir müssen. Die Pflicht ruft uns zurück nach den Stellungen.

Lieb Vaterland magst ruhig sein!

So wie anderswo, stehen wir hier zur Wacht an der Seile — und sollte es auch noch ein weiteres Jahr dauern!



Aus der Kriegszeit.

Aber die Kämpfe zwischen Maas und Mosel. (Originalbrief.) Während der großen Kämpfe, die anlässlich der großen Offensive im April zwischen Maas und Mosel stattfanden, befand sich meine Kompanie auf der berühmten

Höhe von Combres. Ich stand mit zwei Mann meiner Gruppe eines Abends in einer vorgehobenen Cappe, in deren Verlängerung noch die Franzosen waren, auf Handgranatenposten. Zum Schutze gegen feindliches Feuer hatten wir eine Sandfackel angelegt. Eine Stahlblende gab uns einen guten Ausblick auf die französischen Stellungen. Der Abend verlief ziemlich ruhig. In der Nacht begann plötzlich ein furchtbares Gewehrfener. Alles eilte auf seinen Posten. Leuchtflugeln durchflogen die Luft und bei ihrem schwachen Lichtschein konnten wir dunkle Gestalten unterscheiden, die auf unsere Cappe zukamen. Wir wußten sofort, was vor sich ging, die Franzosen machten einen Angriff. Deutlich konnte ich jetzt die Kommandos der feindlichen Offiziere hören, dazwischen mischte sich das „en avant“ der Soldaten. Granaten kreppten, durchmischt von dem „Tat-tat“ unserer Maschinengewehre und dem Plagen der Minen und Handgranaten. Ein furchtbarer Empfang war dem Feinde bereitet worden. Mancher Franzose kam in unsere Gräben, die Hände hochhaltend, und sein „Pardon, mon camarade“ wimmerte. Der Angriff war glänzend abgeschlagen worden. An einer Stelle waren die Franzosen in unsere Gräben eingedrungen. Ein furchtbarer Bajonettkampf entspann sich dort. Doch bald war der Graben wieder vom Feinde gesäubert. Noch zweimal in der Nacht griff der Feind vergebens an. Als der Tag anbrach, lagen unzählige gefallene Franzosen vor unserer Front. Die Offensive, von der sich unsere Feinde soviel versprochen, war auch an dieser Stelle gänzlich gescheitert. Besonders haben sich in diesen schweren Kämpfen, wie unsere Vorgesetzten hervorhoben, auch unsere jungen Truppen ausgezeichnet. Gefreiter Karl Reichel aus Wiesbaden, in einem Pionier-Bataillon.

Soldatenfriedhöfe in Belgien. „Angesichts des Todes schwindet jeder Haß“, schreibt das „Journal des Débats“ in einer ergreifenden Schilderung zweier Friedhöfe in Belgien, in denen Freund und Feind nahe einander die letzte Ruhestätte gefunden haben. „Sieben Kilometer von Lüttich entfernt auf einem Hügel sind zwei Kirchhöfe einer nahe beim anderen. Die Landschaft hat, von dort aus gesehen, eine beruhigende Verblüfftheit, aber alles erinnert an die schrecklichen Dinge, die hier geschehen sind: lange und tiefe Schützengräben, Stacheldrähtüde, Soldatenmützen und Helme, die überall verstreut liegen, und diese Gräber, deren Erde erst frisch aufgeworfen scheint. Der erste Friedhof ist ganz klein, etwa gleich 120 belgische Soldaten hier ihre letzte Ruhe gefunden haben. Eine majestätische Eiche hütet den Eingang. Die Wurzeln des Baumes sind durch einen Schützengraben bloßgelegt worden, der im Jizjad durch dieses Feld des ewigen Schlafes läuft. Die Gräber sind schön gepflegt und mit Blumen bedeckt. Mit Kies hat man auf die Erde einen belgischen Löwen und ein umkränztes A gezeichnet, und zwischen beiden ist ein Kreuz aus Buchsbaumzweigen aufgestellt. „1914. Den tapferen Vaterlandswertenden, die Gemeinde von Cheratte.“ Andere kleinere Kreuze erheben sich hier und da. Auf dem einen steht man: „Ehre den tapferen belgischen Soldaten, die am 6. August 1914 für ihr Vaterland starben“, und darunter: „In Ehren unseres tapferen Feindes, gewidmet vom R. v. Landsturm-Inf.-Bat., Ansbach.“ Auf einem anderen Kreuz: „Den gefallenen Belgiern, deutsche Soldaten.“ Das ist die Ehrfurchtsbezeugung des Feindes. Kleine Plättchen mit den belgischen Farben werden durch versilberte Girlanden miteinander verbunden. Tische, halbverworfene Kränze, Tornierbüche liegen dort und umgeben die Bilder des Königs Albert und der Königin Elisabeth, ebenso wie die Inschrift: „Gott schütze Belgien und seinen König!“ Einige hundert Meter weiter, an einem Schützengraben entlang, der in der Richtung des Fort Barban läuft, hat man einen Friedhof für die deutschen Soldaten, die auf dem Schlachtfeld fielen, hergerichtet. Er ist viel größer als der erstere, er hat die Ausdehnung eines großen Dorffriedhofes. Auch hier mahnt alles an den Krieg. Hier Stacheldracht, dort die Überreste eines niedergebrannten Gutshauses, während sich in der Nähe eines blühenden Obigtardens, hinter einer Hagedornhecke ein anderer Schützengraben verjuckt. Dreihundert Soldaten sind hier begraben. Rechts sind die Gräber der Offiziere, bei denen ein Kreuz steht, das die Namen der hier Ruhenden nennt. Unter einem großen Mastenplatz sind die anderen Soldaten gemeinsam begraben. Kein Name wird erwähnt, nur auf einem ein paar Meter hohen Eichenkreuz feiert ein Offizier „den Ruhm der Gefallen, die für die Ehre und das Bestehen Deutschlands fielen.“ Die belgische Gemeinde von Wandre pflegt die Gräber der deutschen Soldaten und sorgt dafür, daß es nicht an Blumen fehlt.“



Neues vom Büchermarkt.



Kriegs-Romane, -Novellen und -Gedichte.

* „Unser Eisernes Kreuz.“ Ein deutsches Heldentuch. Unter Mitarbeit von Paul Oskar Höder, Rudolf Preßler, Graf Ernst zu Reventlow, Landrat z. D. Kammerherrn Paul Freiherr von Rossl, Geh. Regierungsrat Professor Dr. Max Gg. Zimmermann u. a. bearbeitet und herausgegeben von Ernst Boerschel. (Leipzig, Otto Spamer.) Das Buch soll Kunde davon geben, wie unter dem Zeichen des Eisens in den letzten hundert Jahren der Deutsche sein Leben dem Vaterlande opferte und mit seinem Blute endlich das Werk der Einigung schuf, das er jetzt zum erstenmal bitter zu verteidigen hat gegen eine Welt von Feinden. Der deutschen Jugend soll die Erkenntnis von der Bedeutung des gegenwärtigen Krieges aufgehen, und aus den Heldentaten, die übermenschlich geleistet worden sind, sollen ihr die sittlichen Elemente sich einprägen, die auch den jetzigen Kampf des deutschen Volkes erheben über die Kampfesweise seiner Feinde stellen: Pflichtgefühl, Treue, Ausdauer und Gottvertrauen.

* „Der Russenschred.“ Eine Erzählung aus den Tagen der Sommerschlacht in Masuren. Von Dietrich Darenberg. Mit Bildern von Erich Sturtevant. (Leipzig 1915, Otto Spamer.) Eine warm empfundene Erzählung aus Ostpreußens schwersten Tagen, frei von lauten Pathos, aber in ihrer Schlichtheit um so wirksamer und eindringlicher. Der als volkstümlicher Erzähler wohlbekannte Verfasser schildert die Erlebnisse einer einfachen Familie, die sich vor den anrückenden Russen in die masurischen Wälder geflüchtet hat und dort die erste große Vernichtungsschlacht an sich vorbeibrausen sieht. Die ganze Schwere des Schicksals der so hart geprüften ostpreußischen Landesteile kommt in dieser Schilderung trefflich zum Ausdruck; das Buch ist geeignet, jung und alt das innerliche Weiterleben unserer großen Zeit zu erleichtern.

* „Das wirkliche Deutschland.“ Die Wiedergeburt durch den Krieg von Oscar A. S. Schmitz. (Georg Müller, München.) In einem früheren Buch hat der Verfasser die Scheinkultur des voraustrücklichen Deutschlands unwirksam genannt. Mit derselben Entschiedenheit zeigt er in dem neuen Werk das durch den Krieg plötzlich wirklich gewordene Deutschland. Alles, was uns im geistigen wie politischen Leben trennte, waren unwirksame Schlagworte, die in der deutschen Seele keine Wurzel gefaßt hatten und die durch den Krieg plötzlich alle Bedeutung verloren haben. In dem ersten Teil des Buches schildert der Verfasser die deutsche Wiedergeburt an zahlreichen Beispielen und bringt zum Ausdruck, was im Deutschland wirklich, einseitlich war und jetzt glücklicherweise wieder ist. In einem mittleren Teil werden die alten Irrtümer der voraustrücklichen Scheinkultur in ihren Ursachen und Wirkungen von dem Verfasser zerlegt. Der letzte Teil zeigt vorwiegend Richtlinien unserer inneren Politik, erweist die bisherigen Irrtümer und gibt Wege für eine neue Zukunft an. Das Buch dürfte die wertvollste Hilfe bieten für Klärung unserer ganzen inneren Streitfragen, denn es weist nach, daß die Fragen überhaupt falsch gestellt sind und in dem Augenblick für uns Deutsche ihre Schwierigkeit verlieren, wo wir aus unserem eigenen Bedürfnis heraus Fragen stellen.

* „Von England festgehalten.“ Unter diesem Titel veröffentlicht in einem Taschen in Verlag von J. Engelhorn Nachf. in Stuttgart erscheinenden Bändchen Dr. Albrecht Bend, Professor der Erdkunde an der Universität Berlin, seine Erlebnisse während des Krieges im britischen Reich. Der Verfasser hat in Australien kurz vor Ausbruch und während des Krieges gelegentlich der 84. Versammlung der Britischen Assoziation für die Förderung der Wissenschaften Reisen gemacht, und zwar als Gast der Australischen Regierung. Er schildert, was er bei Kriegsausbruch in Australien erlebte, wie anfänglich vielfach sehr deutschfreundliche Stimmung zum Ausdruck kam, die aber mehr und mehr infolge systematischer Ausbreitung falscher Nachrichten durch die Presse erlosch. Selbst bei den Gelehrten schlug die Stimmung allmählich um. Seine Heimreise im Kreise von Freigedankern der Assoziation hat daher sehr viele peinliche Momente und er wurde bei der Landung in London polizeilich vernommen infolge von Anschuldigungen seiner Mitreisenden. Obwohl er mit einem Geleitbriefe der Australischen Regierung reiste, und obwohl sich der Chef der Londoner Kriminalpolizei überzeugte, daß er ein rein wissenschaftlicher Reisender gewesen, wurde er doch unter nachträglichen Vorwänden durch zehn Wochen in London festgehalten. Während dieser Zeit bewachte sich Professor Bend auf freiem Fuße, und kam vielfach mit leitenden Gelehrten, Industriellen sowie auch mit Deutschen in London zusammen. Auf Grund der dabei gewonnenen Eindrücke entwirft er ein lebhaftes Bild von London während des Krieges und der Stimmung daselbst.

* „Und draußen ist Krieg...“ Unter diesem Titel gibt Fritz Engel eine Zusammenstellung der Gedichte, die er während der Kriegszeit in dem von ihm geleiteten „M“ veröffentlicht hat. Diese Poesien folgen allen Phasen der großen Zeitereignisse und spiegeln in kräftigen Rhythmen die Erschütterungen wider, die über das deutsche Volk in Freude und stolzer Trauer dahingegangen sind.

* „Schwarz-weiß-rot.“ Epigramme. Ein Büchlein Kriegsgedanken und Beitergebnisse von Alfred Gilme. (Verlag Werthold Sturm, Dresden.)

* „Dahem und draußen.“ Dichtungen zum Weltkrieg 1914/15 von Walter Apyhelt. (Werthold Sturm Verlag, Dresden.)

* „Wiedersehen nach dem Tode ist Gewißheit.“ (Verlagsanstalt Emil Abigt, Wiesbaden.) Zusammengestellt von M. Minner.

Zeitschriftenjahau.

* „Nord und Süd.“ Eine deutsche Monatschrift, herausgegeben von Ludwig Stein. (Verlag von Schottlaender, Leipzig.) Probleme der gegenwärtigen „Weltpolitik“ erörtert Prof. Dr. Ludwig Stein in dem Aufsatz an neu veröffentlichte Schriften von Desferris, F. Lonnies, Graf Kypovki, R. S. Walter, Prof. Max Apt, A. Kentschken wird die Schuld, die England an dem Ausbruch des Weltkrieges hat, dargelegt, während Dr. Alexander Redlich in dem Aufsatz „Der Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Rußland“, die Schuld Rußlands zu erweisen sucht, und zwar als eine notwendige Folge seiner seit langen Jahren gegen die Existenz Österreich-Ungarns gerichteten Politik. Prof. Max Zimmermann vergleicht die Kulturgebung und Kulturleistungen des deutschen Volkes mit denen seiner Segner und findet bei den Deutschen eine Vielseitigkeit, die neben die der Italiener tritt und mit dieser der der Griechen des Altertums gleich ist. Doch hat Italien seine große Zeit schon hinter sich, während sich Deutschland noch in aufsteigender Linie befindet. Dr. L. Graf von Kollonitski führt aus, wie „die Religion im Dienste der britischen Politik“ verwendet wird, zur Verstärkung des Bandes zwischen den Völkern des Dreieckes, zur Gewinnung der Neutralen und zur Schwächung der Gegner; während Otto Schulz-Wehrin zeigt, wie durch den Krieg „England sich selber schädigt“, und zwar nicht nur vorübergehend, sondern mit dauernd schweren Verlusten in Handel und Industrie zu rechnen haben wird. Justizrat Dr. Edwin Kay betont die Zusammengehörigkeit von „Macht und Gewissen“ in den Beziehungen der Staaten untereinander; aber England sowohl wie Rußland haben die Rechte der Nachbarn mißachtet und ihre Macht ausüben wollen, ohne die Gesetze des staatlichen Gewissens zu beachten. In dem Aufsätze „Psychologie des Weltkrieges“ behandelt Prof. Dr. L. Stein die vier verschiedenen psychologischen Typen, die hier miteinander im Kampf liegen: die Psychologie der französischen Volksseele ist charakterisiert durch ein Vorwiegen der Phantasie, die der russischen durch das Gefühlsmäßige, die der Briten durch das Herrschende des Willens, die der beiden verbundenen Kaiserreiche durch das Vornalmen der Idee, des Verstandes. An der Hand der einzelnen dramatischen Werke Grillparzers verfolgt Dr. Günther Roth die Stellung des Dichters zum Kriege, zum Vaterland und zu politischen Fragen. Mit dem Kriege in Zusammenhang steht ferner die Schizze „Das Recht auf Einsamkeit“ von M. Lamas und in gewissem Sinne auch Strobel's Dichtung: Gesang im Inneren des Völkerschlachdenkmals. Die Kunstschauen, die als Anhang jedem Heft beigegeben sind, beginnen mit politischen Ermächtigungen, um dann Blaudereien über Literatur, Volkswirtschaft und biographischen Notizen Raum zu geben.

* „Die weißen Blätter.“ Monatszeitschrift. 2. Jahrgang. (Leipzig, Verlag der weißen Blätter.) Eine Zeitschrift, die in den kurzen Monaten ihres Bestehens recht bemerkenswerte literarische Erfolge zu verzeichnen hat. Vornehmlich gehalten, modern, jedem, dem ernstesten Wissenschaftler wie feinstimmigsten Kstbeter, eine Fülle des Interessanten bietend, haben sich die „Weißen Blätter“ einen der ersten Plätze unter der städtlichen Zahl der Zeitschriften erworben. Ein nicht zu verkennendes Verdienst hat sich die Redaktion der „Weißen Blätter“ erworben, indem sie neben unseren bedeutendsten Schriftstellern, die sie zu ihren Mitarbeitern zählt, auch jüngere, noch weniger bekannte Talente zu Worte kommen läßt. Es sind durchweg feinsinnige gediegene Sachen, ohne tönenden Wortputz, dafür aber um so tiefer und gehaltvoller. Besonders erwähnt seien auch die sehr gut ausgeführten Lieder von Sues Bebel.